

ERINNERUNGSKULTUREN
DER SOZIALEN DEMOKRATIE

WELCHE ERINNERUNGSKULTUR BRAUCHT DIE EINWANDERUNGS- GESELLSCHAFT?

Arbeitspapier aus der Kommission „Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie“

Maria Alexopoulou – August 2020



Zur Autorin

Maria Alexopoulou ist akademische Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Zeitgeschichte des Historischen Instituts der Universität Mannheim und arbeitet als Stipendiatin der Fritz Thyssen Stiftung an ihrer Habilitationsschrift „Die translokale Stadt: Rassistisches Wissen in der Transformation Deutschlands zur Einwanderungsgesellschaft (1945-1999)“.

Als Mitglied einer Migrant*innen-Selbstorganisation und im Rahmen ihrer universitären Tätigkeit hat sie zudem migrationshistorische Ausstellungen mitgestaltet und Oral History-Projekte durchgeführt.

Zu dieser Publikation

Auf Initiative der Hans-Böckler-Stiftung untersucht die Kommission „Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie“ von 2018 bis 2020, wie Gewerkschaften und andere Akteur_innen sozialer Demokratie ihre Geschichte erinnern und erinnern. Darüber hinaus wird erforscht, inwiefern die Organisationen, Institutionen und Errungenschaften der sozialen Demokratie in den Erinnerungskulturen Deutschlands berücksichtigt wurden und werden. Die Reihe Arbeitspapiere aus der Kommission „Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie“ veröffentlicht Zwischenergebnisse aus der Arbeit der Kommission.

© 2020 Hans-Böckler-Stiftung
Georg-Glock-Straße 18, 40474 Düsseldorf
www.boeckler.de

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Inhalt

Zusammenfassung.....	4
Der Stand der Erinnerung.....	5
Welches Narrativ?	7
Im Bild des millionsten Gastarbeiters	9
In der Sonderausstellung „Immer Bunter“	12
Im Stuttgarter Stadtmuseum.....	16
Welche Geschichte der Einwanderungsgesellschaft will die „soziale Demokratie“ erzählen?	19
Literatur.....	22

Zusammenfassung

Deutschland hat die Tatsache akzeptiert, eine Einwanderungsgesellschaft zu sein. Damit scheint auch die Erkenntnis einherzugehen, dass Migration bzw. die Transformation zur Einwanderungsgesellschaft als Teil der eigenen Geschichte zu verstehen und entsprechend breit zu erforschen und zu erinnern ist.

Doch welches Narrativ wird diese neue Erinnerungskultur hervorbringen? Werden neue Wege beschritten oder bereits zirkulierende narrative Elemente ins Zentrum einer neuen Erinnerungskultur der Einwanderungsgesellschaft gehoben?

Aus einer rassismuskritischen Perspektive werden Überlegungen über den Stand des „Kampfes der Narrative“ in diesem Bereich angestellt. Auf der Grundlage von Ergebnissen aus der eigenen, vom Lokalhistorischen ausgehenden und sich vor allem auf die (alte) Bundesrepublik beziehenden Forschung, werden punktuell Verflechtungen der deutschen Migrations-, Rassismus- und Demokratieggeschichte aufgezeigt, die es näher in den Blick zu nehmen gilt. Gerade der Konnex Migration und Demokratie könnte dabei ein passender Gegenstand einer (künftigen) Erinnerungskultur der „sozialen Demokratie“ für die Einwanderungsgesellschaft sein – jenseits der Ökonomisierung von Migration und Migrant*innen.

Der Stand der Erinnerung

Migration als Teil der eigenen Geschichte zu begreifen und zu erinnern ist eine wichtige Etappe in der Transformation Deutschlands zur Einwanderungsgesellschaft. Diese Erinnerungsarbeit kam in Deutschland erst stockend und verspätet in Gang, analog zur Anerkennung der Tatsache, überhaupt eine Einwanderungsgesellschaft zu sein.

Bezeichnenderweise waren es Migrant*innen selbst, die ihre Geschichte in Deutschland in Akten der Selbstpositionierung in lokalen Ausstellungen zu repräsentieren begannen und damit auch erste Repositorien für die Erhaltung ihrer Alltagsgeschichte schufen. Erst langsam und weiterhin zu meist an der Geschichte der „Gastarbeit“ orientiert, fand Migration zunehmend auch Eingang in eine allgemeinere, kollektive Erinnerungskultur. Die wird außerhalb der Forschung und der Bildung vor allem in Museen produziert, präsentiert und perzipiert, aber auch medial in dokumentarischen, sowie in fiktionalen Beiträgen wie Spielfilmen, TV-Serien oder Prosa hergestellt.

Der stark sozialhistorisch ausgerichteten historischen Migrationsforschung in Deutschland, die zentralisiert und lange Zeit fast ausschließlich an einer universitären Einrichtung stattfand (IMIS Osnabrück), und den weiteren Beiträgen zur neueren deutschen Migrationsgeschichte, die seit Ende der 1990er Jahre schubweise und oftmals als Qualifikationsarbeiten entstanden, gelang es lange Zeit nicht, breiter wahrgenommen zu werden. Insgesamt interpretierten diese Studien das Geschehen meist anhand des Rahmens, den die zeitgenössische Politik vorgab, ohne diesen kritisch zu hinterfragen – so etwa das wohl lange Zeit einflussreichste Werk Ulrich Herberts.¹ Zudem wurden viele relevanten Aspekte, sowie deren Bedeutung für die deutsche Geschichte insgesamt nicht ausreichend bearbeitet. Innovative Perspektiven und Fragestellungen wurden in anderen Disziplinen wie etwa der Migrationspädagogik oder der Ethnologie und dabei insbesondere auch von einer migrantisch geprägten kritischen Migrationsforschung geliefert.²

Die allgemeine deutsche Zeitgeschichte hat das Thema Migration in Deutschland zunächst nicht weiter beachtet oder stiefmütterlich behandelt

¹ Herbert, Ulrich, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland: Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge. Bundeszentrale für Politische Bildung, Bonn 2003.

² Siehe zum historiographischen Forschungsstand, allerdings nur bis 2016: Alexopoulou, Maria: Vom Nationalen zum Lokalen und zurück? Zur Geschichtsschreibung in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland, in: Archiv für Sozialgeschichte 56 (2016), S. 463–484. Siehe dazu auch folgenden älteren Beitrag: Esch, Michael; Poutrus, Patrice G.: Zeitgeschichte und Migrationsforschung. Eine Einführung, in: Zeithistorische Forschungen 2, Online-Ausgabe, 2005, H. 3, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Esch-Poutrus-3-2005> (Letzter Zugriff 12.7.2020).

und dabei narrativ so gehandhabt, dass es nicht in Konflikt trat mit der Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik, die man gemeinhin erzählte. Erst die Entwicklungen seit der sogenannten Flüchtlingskrise 2015 – eigentlich eine rechtspopulistische Krise – haben die deutsche Zeitgeschichte als Zunft regelrecht gezwungen, ihren großen Versäumnissen, ja Verdrängungsleistungen in diesem Bereich ins Auge zu schauen. Diese „Krise“ legte offen, dass die Geschichte der Migration und des Rassismus, den es in Deutschland nach 1945 gemäß des „Stunde Null“-Narrativs vorgeblich nicht mehr gab, verwoben sind.³ Doch schon allein die zentrale Frage wie im postkolonialen und postnationalsozialistischen Deutschland (Astrid Messerschmidt)⁴ mit Herkunftsdifferenz umgegangen wurde, ist bislang historiographisch nicht ernsthaft gestellt, geschweige denn bearbeitet worden.

Diese Schnittstelle zwischen deutscher Migrations-, Rassismus- und, wie weiter unten noch erläutert wird, Demokratiegeschichte, scheint ein geeigneter Blickpunkt für die Träger*innen und Exponent*innen der „sozialen Demokratie“ in ihrer Erinnerungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft.

³ Alexopoulou, Maria, Blinde Flecken innerhalb der zeithistorischen Forschung in Deutschland. Eine Antwort auf Martin Sabrows Kommentar „Höcke und Wir“, in: Zeitgeschichte-online, Februar 2017.

⁴ Die entsprechenden Texte, in denen die in Klammern auch im Folgenden genannten Autor*innen die genannten Begrifflichkeiten prägten, sind im Literaturverzeichnis zu finden.

Welches Narrativ?

In Deutschland werden zwar keine Statuen vom Sockel gestoßen, doch auch hier versuchen sich jene, die bislang aus der historischen Repräsentation der Einwanderungsgesellschaft Deutschland ausgeschlossen waren, immer lauter Gehör zu verschaffen und Sichtbarkeit zu erlangen. Seit 2015 ist das Interesse an der deutschen (Im)Migrationsgeschichte merklich gestiegen. Universitäten, Archive, Museen sowie weitere Bildungsinstitutionen haben sie inzwischen breitflächig als relevantes Thema erkannt. Mehrere Forschungsprojekte wurden initiiert und wissenschaftliche Tagungen abgehalten. Nachdem es lange Zeit keine dauerhaften und prominenten Erinnerungsorte für Migration gab, sind in den letzten Jahren gleich zwei Großprojekte mit Bundesmitteln ausgestattet worden.⁵ Die Frage ist: Welches Narrativ werden diese Institutionen schließlich präsentieren?

Vieles von dem, was nun vorangetrieben wird, war bereits zuvor vorhanden sowie in Ansätzen oder als Projekt lange verfolgt worden. Dennoch ist aktuell noch kaum vorauszusagen, welche politischen und gesellschaftlichen Kräfte letztlich im „Kampf der Narrative“ in diesem gespaltenen Feld die Oberhand behalten werden.⁶

Wird man sich bei der Produktion der Meisterzählung der Einwanderungsgesellschaft Deutschland an den bereits dominanten Elementen orientieren, die weitgehend aus einer ordnungspolitischen, staatlichen und oftmals auch in rassistisches Wissen verstrickten Perspektive entwickelt wurden, oder wird künftig auch den Gegengeschichten, den *counterstories* der Minderheiten, ein adäquater Raum gegeben? Das bedeutet nicht nur, Betroffene erzählen zu lassen und diese Geschichten am Rande zu erwähnen, sondern es impliziert, neu zu bewerten, wie Gegengeschichten, die auch aus Akten oder Ereignissen destillierbar sind, zum Meisternarrativ stehen und wie sie es verändern.⁷

Dabei springen zwei blinde Flecken in der Geschichte der Bundesrepublik ins Auge, die im Grunde miteinander verflochten sind. Der erste betrifft

⁵ Zum Ausbau des Deutschen Auswanderungshauses in Bremerhaven zum Migrationsmuseum sowie zum Aufbau des DOMID-„Haus der Einwanderungsgesellschaft“ in Köln. Darüber hinaus scheinen migrationshistorische Anteile allmählich in jeder (erinnerungskulturellen) Institution zum *must have* zu werden

⁶ Die Bevölkerung hatte gemäß der aktuellsten Studie vom Herbst 2019 äußerst ambivalente Ansichten zu Einwanderung. Siehe Kober, Ulrich; Kösemem, Orkan: Willkommenskultur zwischen Skepsis und Pragmatik Deutschland nach der „Fluchtkrise“, Bertelsmann Stiftung, Gütersloh 2019, bes. S. 13f.

⁷ Siehe dazu Delgado, Richard: Storytelling for Oppositionists and Others: A Plea for Narrative, in: Michigan Law Review 87/8 (1989), S. 2411–2441; Ders.; Stefancic, Jean: Critical Race Theory: An Introduction, New York 2012, bes. S. 24.

die Geschichte der Bundesrepublik als erfolgreiche Demokratie⁸, eine weiterhin dominante Leseart, die aus der Perspektive der Migration nicht aufrecht zu erhalten ist. Denn die Anti- und später die Einwanderungs-Obstruktionspolitik Deutschlands ging über mehrere Jahrzehnte mit der Verweigerung voller Bürgerrechte an eine permanent anwesende Bevölkerungsgruppe, die *Ausländer*, einher. Das bedeutete für die Betroffenen nicht nur den Ausschluss aus der politischen Partizipation, sondern insgesamt aus der politischen Sozialisation als Bürger*innen des demokratischen Staates, in dem sie lebten. Hinzu kommt, dass dieses Demokratiedefizit der Bundesrepublik den Migrant*innen im Laufe dieser Jahrzehnte immer wieder als eigenes Defizit vorgehalten wurde: sei es etwa als demokratische Unreife oder Gefährlichkeit, die bereits den „Gastarbeitern“ als potentiellen Kommunisten unterstellt wurde⁹, oder als kulturelle bzw. religiös bedingte „Demokratieunfähigkeit“, wie sie später in antimuslimischen Diskursen zum Einsatz kam¹⁰.

Der zweite blinde Fleck in der Geschichte der Bundesrepublik ist die Geschichte des Rassismus, die in der deutschen Zeitgeschichte und dementsprechend auch in der allgemeineren Erinnerungskultur weitgehend absent ist. Die Erinnerung an den Holocaust – die für viele synonym mit Erinnerungskultur ist – als Ausdruck der extremsten Rassismusform der deutschen und der Menschheitsgeschichte, fungiert dabei auch als Abwehrschild gegen die Auseinandersetzung mit anderen Formen des Rassismus, die es vor 1933, während des NS und auch nach 1945 weiterhin gab, so gegen „Migrationsandere“, die vor 1945 oft genug auch jüdisch – und polnisch – waren, den kolonialen Rassismus, insbesondere gegen Schwarze in den „Schutzgebieten“, die in sehr geringer Anzahl auch nach Deutschland migrierten, oder auch den Rassismus gegen Sinti und Roma.

Einige Höhepunkte rassistischer Gewalt gegen Eingewanderte nach 1945 – Rostock Lichtenhagen, Mölln und Solingen – haben inzwischen, wohl eher als Nebeneffekt medialer Rückblicke bei der Berichterstattung

⁸ Diese ist vor allem mit Edgar Wolfrums einschlägigen Werk auch weit über die Fachwissenschaft hinaus als Erfolgsgeschichte etabliert worden. Wolfrum, Edgar: Die geglückte Demokratie: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006.

⁹ Nur exemplarisch für die vielen Belege, der Auszug aus einem Bericht des baden-württembergischen Landesamts für Verfassungsschutz, 1/1963: „Die meisten Gastarbeiter kommen aus wirtschaftlich unterentwickelten Gebieten. Ihrer Armut entspricht oft eine mehr oder minder ausgeprägte kommunistische Einstellung, die jedoch nach den bisherigen Erfahrungen in der Bundesrepublik selten betätigt wird.“, Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStaSt), EA 2/303 Bü 271.

¹⁰ Die Debatte um die „Integrationsunfähigkeit“ der Muslime/a befeuerte sehr prominent und ob seines Renommees auch innerhalb der historischen Zunft normalisierend der Historiker Hans-Ulrich Wehler, etwa im Jahr 2002 in einem Interview in der taz, Bollmann, Ralph: „Muslime sind nicht integrierbar“, 10.9.2002, <http://www.taz.de/11089647/> (Letzter Zugriff 12.7.2020). Es folgten zahlreiche ähnliche Äußerungen Wehlers.

über den NSU, die rassistischen Ausschreitungen in Heidenau 2015 oder die Hanauer Morde 2020, einen etwas höheren Bekanntheitsgrad in der Mehrheitsgesellschaft. Demgegenüber sind Rassismus – nicht nur als Gewalt oder Hassrede, sondern auch in seinen institutionellen, strukturellen und Alltagsformen – und seine Geschichte in Deutschland Teil einer kollektiven migrantischen Erinnerung¹¹, die allerdings kaum verarbeitet und von der Mehrheit nur sehr zaghaft wahrgenommen und als relevant akzeptiert wird.

Im Folgenden soll am Beispiel dreier Erinnerungsorte dieser laufende oder sich anbahnende Kampf der Narrative exemplarisch an je einer Alternativfrage aufgefächert werden: 1. War die Rückkehr ein Projekt der „Gastarbeiter“ oder der deutschen Einwanderungs-Obstruktionspolitik? 2. War Kultur zentrales Aushandlungsfeld in der Einwanderungsgesellschaft oder Vehikel der Kulturalisierung und Essentialisierung des Politischen? 3. Ist Migration Teil der Stadt oder ist Stadt Migration?

Im Bild des millionsten Gastarbeiters

Ein narratives Element, dem der Sprung in die Mitte der Erinnerungskultur bereits zweifellos gelungen ist, ist der „millionste Gastarbeiter“.¹² Zunächst einmal signifiziert die Zentralität dieses Elements den klaren Schwerpunkt der Erinnerung auf die „Gastarbeiterphase“ zwischen 1955-1973. Armando Rodriguez de Sá auf dem Motorrad sowie das ihn umgebende Setting vermittelten dabei zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Botschaften. Diese wurden gleichermaßen von Zeitgenos*innen und von der Geschichtswissenschaft verbreitet und stehen weiterhin nebeneinander: Von der Nützlichkeit der „Gastarbeit“ für alle Beteiligten; vom Wohlwollen der deutschen „Gastgesellschaft“, das erst verloren ging, als die „unbeabsichtigten Folgen“, nämlich die Einwanderung, einsetzte; vom Opfernarrativ der „Gastarbeit“, das im weniger bekannten traurigen Schicksal des „millionsten Gastarbeiters“ – der nach seiner Rückkehr in Portugal zu früh und verarmt starb – ein Symbol fand.¹³

¹¹ Publik wird dies seit einigen Jahren etwa durch aktivistische Initiativen wie das Tribunal NSU-Komplex auflösen gemacht. Siehe dazu: <https://www.nsu-tribunal.de/tribunal/> (Letzter Zugriff 12.7.2020).

¹² Rass, Christoph; Ulz, Melanie: Armando Rodrigues de Sá revisited, Bildwissenschaftliche und historische Analysen im Dialog, in: Dies. (Hg.): Migration ein Bild geben. Visuelle Aushandlungen von Diversität, Wiesbaden 2018, S. 419-445.

¹³ Siehe zu weiteren Aspekten und Willkommensfeiern, die kaum bekannt sind: Severin-Barboutie, Bettina, Migration als Bewegung am Beispiel von Stuttgart und Lyon nach 1945, Tübingen 2019, S. 128-146.

Einer der Mythen, der sich im „millionsten Gastarbeiter“ und seiner Verortung am Bahnhof verdichtet und das klassische Narrativ der Gastarbeit prägt, ist das der Rückkehr – der „natürliche[...] Rückkehrwille“, wie es in einem Papier des baden-württembergischen Arbeitsministeriums 1974 hieß¹⁴ oder die „doppelte Rückkehrillusion“ wie sie in der Historiographie zum Topos wurde¹⁵. Der besagt, dass sowohl die deutsche Politik und Gesellschaft als auch die Arbeitsmigrant*innen von einem vorübergehenden Aufenthalt ausgingen, was auch der Grund für die nicht vorhandene Einwanderungspolitik Deutschlands gewesen sei sowie deren ausgebliebenen Integrationsleistungen.

Diese zum *common sense* gewordenen Einschätzung, scheint dabei von den betroffenen Akteur*innen selbst immer und immer wieder reproduziert zu werden. Rückkehr, Heimat und Kultur sind die Themen, um die herum ihre Zeitzeug*innenberichte kreisen, die meist im Rahmen von Ausstellungsprojekten, für virtuelle Museen, für stadtgeschichtliche Publikationen und zu einem geringeren Grad auch für Forschungszwecke entstanden sind. Betrachtet man diese narrativ stark ritualisierten „Gastarbeitergeschichten“ jedoch genauer, stellt sich die Frage, inwiefern sie von den Interviewer*innen mit ebenso ritualisierten Fragenpraktiken und -inhalten nicht immer und immer wieder in ein bereits vorgegebenes Muster gepresst und ständig reproduziert wurden (und werden).¹⁶

Die Interviewees erzählen die Geschichte ihres Lebens eventuell deshalb entlang dieses Narrativs, da sie den Blick auf sie als die „Anderen“ (im Sinne Franz Fanons)¹⁷ längst internalisiert haben. Oder sie sprechen aus Gründen der sozialen Erwünschtheit so wie es von ihnen erwartet wird. Denn die Frage nach der Rückkehr bringt die ehemaligen Arbeitsmigrant*innen in denselben Legitimationszwang, den sie immer und wieder in der Ausländerbehörde oder im jahrzehntelang andauernden „Ausländer-talk“ mit Deutschen – „Woher kommst Du?“; „Wann kehrst Du zurück?“ – erlebt haben und der sie letztlich mit dem Unerwünscht-Sein ihrer Einwanderung und ihres Noch-hier-Seins konfrontiert. Bereits 1986 hatte der

¹⁴ Schriftliche Antwort des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung auf eine Kleine Anfrage, 24.4.1974, Drucksache 6/4902, MARCHIVUM (MA), Zug. 16/1993, Nr. 35.

¹⁵ Kritisch dazu: Pagenstecher, Cord: „Die ‚Illusion‘ der Rückkehr: Zur Mentalitätsgeschichte von ‚Gastarbeit‘ und Einwanderung“, in: *Soziale Welt* 47/2 (1996), S. 149–179.

¹⁶ So auch Wonisch, Regina. „Migranten und Migrantinnen als Experten und Expertinnen ihrer eigenen Geschichte? Museum, Demokratie und Migration“, in: Philipp Eigenmann u.a. (Hg.), *Migration und Minderheiten in der Demokratie*, Wiesbaden 2016, S. 375–396, hier S. 385.

¹⁷ Siehe dazu Kastner, Jens: *Klassifizierende Blicke, manichäische Welt*. Frantz Fanon: „Schwarze Haut, weiße Masken“ und „Die Verdammten dieser Erde“, in: Reuter, Julia; Karentzos, Alexandra (Hg.): *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies*, Wiesbaden 2012, S. 85-95.

Münsteraner Spanier, Manuel Romano, die Wirkung dieser Frage auf die damit Adressierten so zum Ausdruck gebracht:

Wer aber möchte ständig – mehr oder weniger direkt – darauf hingewiesen werden, daß er hier überflüssig ist, indem man ihn fragt: „Und gehst Du nicht auch in Deine Heimat zurück?“ Eigentlich braucht man nur jedem zu antworten, daß die verschiedenen Schranken bei der Erteilung von Aufenthaltsberechtigungen schon genügend dafür sorgen, daß wir gehen wollen müssen [sic] (Arbeitsplatzsicherung, Wohnungsnachweis, keine Vorstrafen etc.).¹⁸

Lässt man die Frage nach der Rückkehr in Zeitzeug*innen-Interviews weg und fragt nach den Plänen bei der Emigration, kommt eine große Varianz zum Vorschein: Viele von der Autorin befragten Migrant*innen wussten gar nicht, für wie lange sie gehen wollten, oder hatten sich – als meist junge Menschen – gar keine Gedanken darüber gemacht. Viele orientierten sich an dem, was ihnen angeboten wurde und nutzten das Zugangsticket, das gerade zur Verfügung stand, hieß es nun Anwerbung, „illegaler Grenzübertritt“, Asyl, Studium oder Heirat. Das verwischt auch die starren Grenzen zwischen Arbeitsmigrant*innen, Abenteurer*innen, Schutzsuchenden, politisch oder aus anderen Gründen Verfolgten und Unterdrückten, die zu allen Zeiten und in allen Migrationsregimen zu finden sind. Als Emigrant*innen hatten zwar alle Vorstellungen und Wünsche: Freiheit, Selbstbestimmung, ein Auto, eine Freundin, eigenes Geld verdienen oder eben zurückzukehren zu Ehepartner*in und Kind, Schutz ihres Lebens oder ihrer Überzeugungen.¹⁹ Doch Migration ist ohnehin kein determinierter Prozess; selbst im sog. klassischen Einwanderungsland USA gab es immer auch eine hohe Remigrationsrate, was wenig bekannt ist, da es nicht in das US-amerikanische Meisternarrativ der *nation of immigrants* passt.²⁰ Die Option sich von vornherein für eine Einwanderung nach Deutschland zu entscheiden, war für die „Gastarbeiter“ faktisch ohnehin nicht gegeben.²¹

Bereits 1961 stellte das Landes-Innenministerium Baden-Württembergs alarmiert fest, dass immer mehr Arbeiter aus Italien ihre Ehefrauen mitbrachten oder nachzogen und sich auf länger einrichteten.²² „Ist der als Ar-

¹⁸ Abgedruckt in seinem Eingangsreferat als Vorsitzender der lokalen *Asociacion de Familias Espanolas* (Spanischer Familienverein e.V.) zum Rundgespräch „Ausländer-Verwaltung“ bei einer Studientagung des Europa-Instituts Bocholt in Düsseldorf, abgedruckt in: Thränhardt, Dietrich (Hg.): *Ausländerpolitik und Ausländerintegration in Belgien, den Niederlanden und der Bundesrepublik Deutschland*, Düsseldorf 1986, Zitat S. 177.

¹⁹ So in den Interviews für das von der Verfasserin 2013/14 durchgeführte Oral History Projekt „Alle Wege führen nach Mannheim“, einzusehen in: MA, Zug. 9/2014.

²⁰ Hoerder, Dirk: *Immigration and the Working Class: The Remigration Factor*, in: *International Labor and Working-Class History*, 21 (1982), S. 28-41.

²¹ Siehe dazu auch Messere, Giulia, *Die Erfindung des Gastarbeiters: Untersuchung über eine italienische Gemeinschaft in Deutschland*, Merzig 2008.

²² Schreiben des Innenministeriums Baden-Württemberg an die Regierungspräsidien, 9.7.1961, HStaSt, EA 2/303 Bü 270.

beitnehmer tätige Ausländer an einer Rückkehr in seine Heimat nicht mehr interessiert, so ist das nicht schon ein Grund, die Aufenthaltserlaubnis zu verlängern“ hieß es indes aus dem bayerischen Innenministerium.²³ Tatsächlich wurden bis Anfang der 1980er-Jahre Aufenthaltserlaubnisse trotz langjähriger Anwesenheit nur für ein oder zwei Jahre gewährt, selbst wenn die Antragsteller*innen im entsprechenden Feld „unbestimmt“ oder „unbefristet“ angaben.²⁴ Die Aufenthaltsberechtigung, die mit dem Ausländergesetz 1965 eingeführt worden war und die nach fünf Jahren Aufenthalt beantragt werden konnte, verliehen die lokalen Behörden im eigenen Ermessen, was sie jedoch etwa in Baden-Württemberg auf Anordnung des Landesinnenministerien kaum praktizierten. 1982 hatten dementsprechend nur ein Prozent aller Ausländer*innen in diesem Bundesland eine Aufenthaltsberechtigung und damit einen sicheren Aufenthaltstitel.²⁵

Diese Belege deuten nur an, was zahlreiche andere Quellenfunde beweisen, nämlich dass die Rückkehr ein Projekt des „Nicht-Einwanderungslandes“ (Klaus J. Bade) war und nicht primär das der „Gastarbeiter“, deren Sesshaftwerden in Deutschland auch kein unerwarteter Zufall, sondern Ausdruck der Autonomie der Migration war. Deutsche Entscheidungsträger*innen, Verwaltungen und Institutionen sowie die Bevölkerung hatten zwar schon vor dem Abschluss der Anwerbeabkommen seit 1955 viel Erfahrung mit der vorübergehenden „Arbeitseinfuhr“ und aktiver Einwanderungsverhinderung gesammelt und gingen zunächst von der weiterhin gegebenen Kontrollierbarkeit von Arbeitsmigration aus. Allerdings funktionierte das nicht in einer demokratisch verfassten Gesellschaft, die im Zuge der Westernisierung und Europäisierung auch ihre Migrationspolitik an neuen Standards und Normen hatte orientieren müssen und wo sich Einwanderung, die es auch zuvor trotz staatlicher Kontrollansprüche immer gegeben hatte, viel freier entwickeln konnte.

In der Sonderausstellung „Immer Bunter“

Die bislang wohl prestigeträchtigste Sonderausstellung zur Geschichte der Einwanderungsgesellschaft war „Immer bunter. Einwanderungsland Deutschland“, die zwischen 2014 und 2016 als Wanderausstellung prominent in den zentralen Museen deutscher Geschichte gezeigt wurde.²⁶ Sie

²³ Schreiben vom 14.12.1960, ebd.

²⁴ So das Zwischenergebnis der bisherigen Recherche der Autorin in den Akten des Ordnungsamtes Mannheim, MA, z.B. Zug. 29/1976.

²⁵ Interner Bericht des Beauftragten für ausländische Einwohner der Stadt Mannheim, 18.6.1984, MA, Zug. 34/2003, Nr. 23.

²⁶ 2014/15 im Haus der Geschichte in Bonn, 2015/16 im Zeitgeschichtlichen Forum in Leipzig und 2016 im Deutschen Historischen Museum in Berlin.

versammelte eine Vielzahl der kursierenden narrativen Elemente und Klischees, was sicherlich zu deren weiteren Verfestigung beitrug, gleichzeitig aber auch scharfe Kritik von Expert*innen hervorrief.²⁷ Schon im Titel „Immer bunter“ deutet sich das kulturelle Sujet an, das visuell mit der Abbildung eines Dönerladens mit „internationalem Angebot“ den im Diskurs zentralen kulinarischen Aspekt aufgreift.²⁸

Die fast selbstverständlich wirkende Fokussierung auf Kultur im Kontext von Migration ist stark dem multikulturellen Paradigma geschuldet. Zentral brachten dies in die BRD die Kirchen 1980 ein in ihrem gemeinsamen Wort zum „Tag des ausländischen Mitbürgers“ mit der Feststellung: „Wir leben in der Bundesrepublik in einer multikulturellen Gesellschaft“.²⁹

Anfang der 1970er Jahre hatte eine kurze politische und gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der faktisch erfolgten Einwanderung eines Teils der *Gastarbeiter* eingesetzt, die 1981 von Seiten der Politik mit dem Kabinettsbeschluss der Regierung Schmitt beendet wurde, der erneut bestätigte, dass „Deutschland kein Einwanderungsland“ sei. Die rechtliche, soziale und wirtschaftliche (zeitweilige) Integration der Ausländer würde zwar unterstützt, die Einbürgerung könne jedoch erst nach deren „kulturellen Assimilation“ erfolgen.³⁰ Das 1982 von neurechten Professoren herausgegebene „Heidelberger Manifest“ sprach etwa zur gleichen Zeit davon, dass die „Integration großer Massen nichtdeutscher Ausländer [...] ohne Gefährdung des eigenen Volkes, seiner Sprache, Kultur und Religion nicht möglich sei“ und forderte eine offene Debatte um diese „Schicksalsfrage“ für das „deutsche Volk“.³¹

In den 1990er Jahren drehte sich die Debatte um das „Nicht-Einwanderungsland Deutschland“ dann fast nur noch um Kultur, insbesondere um die multikulturelle Gesellschaft und deren Gegenkonzept, der Leitkultur, die den Anspruch auf kulturelle Assimilation begrifflich abgelöst hatte. Gleichzeitig blieb der Impuls der Abwehr weiterer Einwanderung, die als

²⁷ Lukas Böhnlein: Rezension zu: Immer bunter. Einwanderungsland Deutschland, 10.12.2014– 09.08.2015, Bonn, in: H-Soz-Kult, 01.08.2015 <https://www.hsozkult.de/exhibitionreview/id/rezausstellungen-228> (Letzter Zugriff 12.7.2020). Vacca, Sandra; Stoop, David Christopher: „Bin ich Deutsch genug?“. Die Ausstellung „Immer bunter. Einwanderungsland Deutschland“ im Deutschen Historischen Museum, in: Zeitgeschichte-online, April 2016, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/bin-ich-deutsch-genug> (Letzter Zugriff 12.7.2020).

²⁸ Siehe dazu Möhring, Maren, *Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland*, München 2012.

²⁹ Ökumenischer Vorbereitungsausschuss für den Tag des ausländischen Mitbürgers, „Wir leben in der Bundesrepublik in einer multikulturellen Gesellschaft“. Thesen vom 24. September 1980, Tag des ausländischen Mitbürgers, in: Göktürk, Deniz u.a. (Hg.), *Transit Deutschland. Debatten zu Nation und Migration: eine Dokumentation*, Paderborn 2011, S. 361-364.

³⁰ Kabinettsitzung am 11. November 1981 TOP 4 (Kabinettsprotokolle der Bundesregierung online).

³¹ „Heidelberger Manifest“, abgedruckt in: Göktürk, *Transit Deutschland*, S. 155-157.

Gefahr für das „deutsche Volk“ und seine Kultur angesehen wurde, ebenso stark: schon das „Unwort des Jahres“ 1993 – „Überfremdung“ – weist mehr als deutlich darauf hin. „Fremde“ Kulturen stellten für die Einen eine Gefahr für den gesellschaftlichen Zusammenhalt oder gar für die Essenz des „deutschen Volkes“ dar, da sie als unüberwindbare, wesenhafte Differenz und damit quasi als Ersatzkonzept des tabuisierten Rassebegriffs verstanden wurden. Für die Anderen galt kulturelle Vielfalt als Bereicherung, Horizontenerweiterung oder Vehikel der Herstellung eines interkulturellen Austausches.

Da auch die Anhänger*innen der multikulturellen Gesellschaft meist ein essentialistisches Kulturverständnis teilten, wie der Erziehungswissenschaftler Frank-Olaf Radtke bereits zeitgenössisch kritisierte,³² waren sie ebenso daran beteiligt, dass wichtige Bereiche und insbesondere Problembereiche der Einwanderungsgesellschaft kulturalisiert bzw. in den Debatten kulturell überformt wurden. Schlechtere Zugänge zu Bildung, zu Arbeit und anderen gesellschaftlichen Bereichen, sowie fehlende politische Selbstrepräsentation von Eingewanderten und deren Nachkommen, wurden weniger als Folge institutioneller, struktureller und Alltagsdiskriminierungen gefasst, sondern als Ausdruck deren „anderen“, „rückwärtsgewandten“ Kulturen.

Anders als in den USA und in Kanada, wo sich Immigrant*innen und ihre Nachkommen als vollwertige Bürger*innen politisch dafür einsetzten, dass ihre Kultur als gleichwertig mit der der Dominanzgesellschaft anerkannt wurde, handelte es sich in Deutschland beim „Multikulturalismus“ eher um ein paternalistisches Projekt. Es waren primär berufsmäßige „Ausländer-Experten“ – worunter eine immer größer werdende Anzahl von Ausländerbeauftragten auf Bundes-, Länder- und Gemeindeebenen und in führenden Institutionen wie Kirchen, Wohlfahrtsverbänden, Gewerkschaften und weiteren mit der „Ausländerarbeit“ Betrauten zu zählen sind – die hier als Sprecher und Fürsprecher der *Ausländer* agierten. In Veranstaltungen wie der „Woche der ausländischen Mitbürger“ sollten diese den Deutschen durch folkloristische und kulinarische Beiträge nähergebracht werden. Ein typischer Bericht darüber aus Mannheim aus dem Jahr 1984 beschrieb „Trubel und südländische[] Fröhlichkeit“, die auf der zentralen Veranstaltung unter dem Motto „Nachbarschaft, die Frieden schafft“, bei „Grillduft“ verwirklicht wurde, auch wenn der Journalist bedauerte, dass der „bescheidene deutsche Gästeteil“ bei der Veranstaltung unter sich geblieben sei.³³

³² Radtke, Frank-Olaf: Multikulturelle Gesellschaft, in: Kneer, Georg u.a. (Hg.): Soziologische Gesellschaftsbegriffe: Konzepte moderner Zeitdiagnosen, München 1997, S. 32-50.

³³ Lichtenberg, Gerrit, „Die „lieben Wahl-Mannheimer“ füllten Multihalle mit Leben“, 24.9.1984, Mannheimer Morgen, MA. In ähnlicher Art nur hier als „Interkulturelle Wo-

Auch in diesem Feld entwickelten sich Diskurse, die das Anwesenheitsrecht von Migrant*innen auf Nützlichkeitsbewertungen begründeten. Das Zusammenleben mit Menschen aus anderen Kulturen machte „den vermeintlichen grauen Alltag bunter“ und befriedigte die „Suche nach authentischem und exotischem Menschenmaterial“, so die beißende Kritik an diesen Praktiken im „Manifest“ der Initiative Kanak Attak aus dem Jahr 1998.³⁴

Dieses Nützlichkeitsdenken schloss dabei direkt an den rein ökonomistischen Blick auf Arbeitsmigration an, der nicht erst in den 1950ern-Jahren, sondern bereits im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und selbst im NS ausländische Arbeitsmigration trotz „volkstumpolitischer Bedenken“ als notwendige Arbeitsmarktmaßnahme akzeptierbar machte und auch deren expliziten Gegner überzeugen sollte.³⁵ Im Multi-Kulti-Diskurs ging es nun um den Nutzen, den die Vielfalt an Kulturen brachte, freilich nicht im hochkulturellen Sinn, sondern vornehmlich in der Kulinarik und Lebensart, dem „Globalkolorit“, das deutschen Städten damit verpasst wurde.

Doch es ging auch hier, ganz im Sinne Edward Saids um Exotisierung und *Othering*prozesse, in denen der kulturell „Andere“ zwar willkommen war und interessiert betrachtet wurde, doch selbst in der interkulturellen Interaktion als „Anderer“ und zumeist Minderer und Defizitärer fixiert wurde. Gleichzeitig wurde in diesen Kontexten das Anwesenheits- und das Zugehörigkeitsrecht kulturell als „verdiente Gegenleistung“, als Beitrag zur Pluralisierung der deutschen Gesellschaft gefasst. Das Recht der Anwesenden mit eigener Stimme eigene Interessen zu vertreten und die Gesellschaft gleichwertig mitzugestalten, blieb innerhalb dieses Diskurses allerdings ganz klares Nebenthema. Multi-Kulti war für die überwiegende Mehrheit der Mehrheitsgesellschaft, die sich über die Probleme der Einwanderungsgesellschaft und der Einwander*innen meist gar nicht oder nur in Zeiten der Krise interessierten, ein reiner Konsumartikel.³⁶

Der Titel „Immer bunter“ übernimmt jedenfalls diese fraglose Fokussierung auf Kultur. In der Ausstellung selbst beschränkte man sich dabei nicht auf (vermeintlich) affirmierenden Haltungen. So wurde „Islam und Terror“ ohne jeglichen kritischen Kommentar in einer völlig inadäquaten, aber durchaus in der Mehrheitsgesellschaft konsensualen Inszenierung von Objekten präsentiert, womit eine zentrale Figur rassistischer Wissensproduktion bemüht wurde, nämlich *der gefährliche Ausländer*, hier in einer der wenigen weiblichen Ausprägungen.

chen“: o. A., „Ausländische Mitbürger vermitteln Spaß und Wissen“, 23.9.1993, Die Rheinpfalz, MA, S 2/40.

³⁴ Abgedruckt in: Göktürk, a.a.O., S. 374-377, Zitat S. 374.

³⁵ Im Erscheinen: Alexopoulou, Maria, Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen, Stuttgart 2020, passim.

³⁶ Siehe frühe Kritik: Mayer, Ruth/ Terkessidis, Mark, Globalkolorit. Multikulturalismus und Popkultur, Andrä/Wördem 1998.

Seitdem das Deutsche Kaiserreich als „verspätete Nation“ vom Aus- zum Einwanderungsland und gleichzeitig zum kolonialen Imperium wurde,³⁷ galten *Ausländer*, besonders diejenigen, die in der sich damals entwickelten rassistischen Herkunftshierarchie gegenüber den Deutschen als besonders minderwertig betrachtet wurden, prinzipiell als Gefahr, sei es in kulturell/biologischer, ökonomischer oder politischer Hinsicht. Dabei wurde in dieser sich im Zeitverlauf wandelnden Herkunftshierarchie stets eine bestimmte Herkunftsgruppe als jeweiliger Inbegriff des *Ausländers geframed*, von dem besondere Gefahr als biologisch und/oder kulturell minderwertiger Überfremder, Krankheitsüberträger, Krimineller, Vergewaltiger, Attentäter oder Unterwanderer des politischen Systems ausging – vom *Nationalpolen*, zum *Ostjuden*, über die *schwarze Bestie* aus den Schutzgebieten, dem gefährlichen *Ostarbeiter*, dem *asozialen Zwangsverschleppten*, dem italienischen *Spaghettifresser* und *Messerstecher*, dem *türkischen Kanaken* und späteren *anatolischen Analphabeten* bis zum heutigen muslimischen *Mes-sermigranten*. Diese Topoi machen den Kern rassistischen Wissens über *Ausländer* aus, das quasi als Gerücht über die „Migrationsanderen“ stets aktivierbar bleibt.³⁸

Indem am Ende der Ausstellung eine Ankleidepuppe mit einer schwarzen Burka den Raum dominiert – obwohl diese Form der Verschleierung in Deutschland wenig üblich ist – werden die „Ängste der Bürger“, die schon immer als Legitimation für offen ausagierten Rassismus angeführt wurden, hier direkt geschürt. Das demonstriert musterhaft, dass die Repräsentation von Einwanderungsgeschichte nicht per se als Affirmation von Einwanderung fungieren muss.

Im Stuttgarter Stadtmuseum

Für das Stuttgarter Stadtmuseum im Stadtpalais verfolgte man in der lang angelegten Vorbereitungsphase den ambitionierten Plan, Stadtgeschichte als Migrationsgeschichte zu erzählen.³⁹

³⁷ Lerp, Dörte: *Imperiale Grenzräume: Bevölkerungspolitiken in Deutsch-Südwestafrika und den östlichen Provinzen Preußens 1884-1914*, Frankfurt am Main 2016.

³⁸ Alexopoulou, Maria: *'Ausländer' – A Racialized Concept? 'Race' as an Analytical Concept in Contemporary German Immigration History*, in: Arghavan, Mahmoud u.a. (Hg.): *Who Can Speak and Who is Heard/Hurt? – Facing Problems of Race, Racism and Ethnic Diversity in the Humanities in Germany*, Bielefeld 2019, S. 45–67.

³⁹ Dauschek, Anja: *Meine Stadt – mein Museum. Städtische Migrationsgeschichte sammeln in einem Museum*, in: Deigendesch, Roland; Müller, Peter (Hg.): *Archive und Migration*, Stuttgart 2014, S. 78-93. Dies.: *„Meine Stadt – meine Geschichte“*. Ein Werkstattbericht zur Sammlung städtischer Migrationsgeschichte, in: Wonisch, Museum und Migration, S. 49-67.

Dieses Vorhaben entspricht dem Forschungsstand zum Verhältnis von Stadt und Migration: „Stadt ist Migration“ (Erol Yildiz). Metropolen sowie mittlere Städte des Globalen Nordens sind zunehmend von migrationsinduzierter Superdiversität (Steven Vertovec) geprägt, sind Inbegriff der Glokali-tät. Stadtgeschichte kann demnach auch nur als Migrationsgeschichte er-zählt werden. Auch die historische Migrationsforschung erkennt immer mehr methodische Gründe, die das Lokale zu einem wesentlichen For-schungsgegenstand, wenn nicht gar notwendigen Ausgangspunkt migrati-onshistorischer Forschung machen.⁴⁰

Die zentrale Rolle des Lokalen und damit der Stadt manifestierte sich dabei bereits implizit in den Anfängen der Erinnerungskultur an Migration in Deutschland, da es sehr lange lokale Ausstellungsprojekte waren, die oft-mals von Migrant*innen selbst ausgerichtet wurden, die diese Thematik aufgegriffen und bearbeiteten. Hier wurden die ersten narrativen Grundla-gen der migrantischen Sicht auf ihre eigene Geschichte in Deutschland ge-legt, die inzwischen teilweise selbst zu Klischees geronnen sind, wie bei-spielsweise der Koffer als materielles Zeugnis von Migration. Was in diesen Ausstellungen selten geleistet wurde oder geleistet werden konnte, war ei-ne Einordnung in die Gesamtgeschichte oder die Lokalgeschichte.⁴¹ Den-noch waren sie Pionierprojekte für die Geschichte der Migrant*innen, ins-besondere der Arbeitsmigrant*innen in Deutschland. Sie stellen dabei eine eigene Art von Geschichtswerkstattbewegung dar. Besonders hervorzuhe-ben ist dabei die Selbstorganisation DOMiT, heute DOMiD, die sich 1990 gründete und 1998 ihre erste vielbeachtete Ausstellung in Essen realisierte und darüber hinaus bedeutende archivarische Arbeit leistete.⁴²

An diesem Aspekt wird auch sichtbar, dass sich in Deutschland migran-tische Agency lange Jahre hauptsächlich im Lokalraum entfaltete bzw. sich vor allem da entfalten konnte und somit historiographisch auch dort gesucht und museal präsentiert werden sollte. Denn die „Dauerausländer“ ohne vol-le Bürgerrechte hatten weit weniger Möglichkeiten der politischen und damit auch kulturellen Selbstrepräsentation auf nationaler Ebene. Die zunehmen-de Erforschung lokaler Migrationsregime kann dabei herausarbeiten, wie Opportunitätsstrukturen und migrantische Agency etwa in der bedeutsamen Frage der politischen Partizipation zusammenhängen und welche Konse- quenzen das hatte: In Stuttgart gab es etwa schon in den 1980er Jahren einen sehr aktiven Ausländerbeirat, anders als in Mannheim, wo ein solcher

⁴⁰ Neben der Verfasserin, wählt etwa Bettina Severin-Barboutie diesen Zugriff, ebenso die britische Historikerin Sarah Hackett für britische und deutsche, sowie Marlou Shrover in Bezug auf niederländische Städte. Auch das IMIS hat unlängst einen entsprechenden Sammelband publiziert: Oltmer, Jochen (Hg.): Migrationsregime vor Ort und lokales Aus-handeln von Migration, Wiesbaden 2017.

⁴¹ Wonisch, Migranten und Migrantinnen als Experten und Expertinnen.

⁴² Siehe dazu: <https://domid.org/ueber-uns/geschichte/> (Letzter Zugriff 12.7.2020).

erst im Jahr 2000 gewählt wurde. Dass dies auch Spätfolgen hatte, ist anzunehmen: Während Stuttgart im Jahr 2011 acht Stadträt*innen mit Migrationsgeschichte zählte, gab es in Mannheim kein/e.⁴³

Der lokale und damit primär räumliche Zugriff gewährleistet darüber hinaus, dass Migrant*innengruppen nicht per se als „ethnische Blöcke“ (Gudrun Lachenmann) gefasst werden⁴⁴, sondern als integraler Bestandteil von Stadtgesellschaften. Dieser Blickpunkt ermöglicht es etwa, historisch nachzuzeichnen, wie insbesondere in Deutschland, das sich nicht als „Heimat“ angeboten hat, die Stadt Ort der Beheimatung für Migrant*innen und Ankerpunkt einer translokalen Identität wurde und Identitätskonstrukte wie beispielsweise den „Monnemer Türk“ hervorbrachte.⁴⁵ Die translokale Stadt öffnet somit der gesamten Stadtgesellschaft, den Migrant*innen und den nicht-Migrant*innen, einen gemeinsamen Anknüpfungspunkt für eine lokale, inklusive Erinnerungskultur.

Doch all diese Möglichkeiten wurden im Stuttgarter Stadtpalais, das Stadtgeschichte als Migrationsgeschichte erzählen wollte, nicht umgesetzt. Trotz der erfolgreichen Partizipation migrantischer Akteur*innen in der Konzeptions- und Sammelphase, fehlte bei der konkreten musealen Umsetzung schließlich die Unterstützung wesentlicher Teile der Stadtgesellschaft, obwohl dieser Ansatz zunächst von den Stadtoberen explizit befürwortet worden war.⁴⁶

Schließlich wurde Migration bei der Eröffnung des Stadtpalais im Frühjahr 2018 lediglich als eines von vielen Themen präsentiert, das zwar sichtbar gemacht, dessen Zentralität für die Entwicklung von Städten sowie für die aktuelle Prägung des urbanen Raumes jedoch nicht annähernd herausgestellt wird. Angesichts der Tatsache, dass Migration in vielen weiteren Stadtmuseen Deutschlands bislang kaum eine Rolle spielt, ist dies zwar ein Fortschritt, es zeigt aber, dass es wohl weiterhin gesellschaftlich nicht erwünscht ist, das Thema Migration vom Rand in das Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken.

⁴³ Fenzel, Birgit, Vielfalt im Stadtrat, in: Max Planck Forschung, Gesellschaft im Wandel, Spezialausgabe 2013, S. 38-43. Hier S. 40f.

⁴⁴ Siehe dazu auch Schiller, Nina Glick; Simsek-Çaçğlar, Ayse: Locality and Globality. Building a Comparative Analytical Framework on Migration and Urban Studies, in: Dies. (Hg.): Locating Migration: Rescaling Cities and Migrants, Ithaca 2011, S. 60–81.

⁴⁵ Siehe dazu Alexopoulou, Maria: Translokale Identität. Die Vereinnahmung der Stadt im „Nicht-Einwanderungsland“, in: Schulz, Kristina u.a. (Hg.): Grenzüberschreitungen: Migrantinnen und Migranten als Akteure im 20. Jahrhundert, München 2019, S. 180–190; sowie Alexopoulou, Vom Nationalen zum Lokalen und zurück.

⁴⁶ Diese Einschätzungen sind Ergebnis von Gesprächen der Autorin mit an der Projektplanung und -umsetzung Beteiligten und eigener Beobachtungen vor Ort (auch im Rahmen eines Hauptseminars, das mit zwei weiteren Kolleg*innen im FSS 2018 an der Universität Mannheim angeboten wurde). Da viele Informationen vertraulich gegeben wurden, werden die Informant*innen nicht namentlich genannt.

Welche Geschichte der Einwanderungsgesellschaft will die „soziale Demokratie“ erzählen?

Aus diesen Blickpunkten sollte auch der erinnerungskulturelle und geschichtspolitische Umgang der „sozialen Demokratie“ mit „ihrer“ Migrationsgeschichte und der Rolle, die sie als Institution in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland spielt, re-evaluiert bzw. überhaupt entwickelt werden. Denn abgesehen davon, dass es kaum würdige Erinnerungsorte einer solchen Auseinandersetzung gibt, kommt erschwerend hinzu, dass das historische Vermächtnis an sich ambivalent ausfällt: Bezeichnenderweise gehört der „Ford-Streik“ und damit ein von der Gewerkschaft nicht mitgetragener „wilder Streik“ zu den bekanntesten narrativen Elementen in der Geschichte der Arbeitsmigrant*innen in Deutschland. Auch die zahlreichen lokalen „wilden“ Gastarbeiter-Streiks bezeugen die Ambivalenz dieser Geschichte. Gewerkschaften und sozialdemokratisch ausgerichtete politische und soziale Bewegungen und Gruppierungen waren ab einem gewissen Zeitpunkt für migrantische Aktivist*innen und Anliegen die naheliegenden und „anschlussoffenen“ Partner*innen. Dennoch war dieses Verhältnis schon angesichts institutionell verankerter und struktureller Ungleichheiten und Diskriminierungen im Arbeitsrecht oder innerhalb der Gewerkschaften – Inländerprimat, fehlendes oder nicht gleichwertiges Mitbestimmungsrecht – lange Zeit von Abwehr und Paternalismus geprägt. Ähnlich war es in den Parteien, in erster Linie in der SPD, die migrantische Mitglieder besonders anzog: auch hier waren sie zwar willkommen, aber meist nur als „Gäste“ oder viele Jahre nur an den untersten Listenplätzen. Dass der „ausländische Mitbürger“ und der „ausländische Kollege“ eben auch nach zehn, fünfzehn oder zwanzig Jahren seiner Anwesenheit kein/e vollwertige/r Bürger*in war, wurde zwar immer wieder kritisch angemerkt, veranlasste jedoch keinen echten und konsequent geführten solidarischen Kampf und kein echtes Teilen der Macht, das mit Abgeben von eigener Macht und eigenen Privilegien einhergeht.

Migrantische Rassismuserfahrungen wurden zwar ebenso früh aufgegriffen und thematisiert, der Umgang damit ist jedoch vielfach als inhaltsleer und ritualisiert zu bewerten. Das lag vor allem daran, dass gerade innerhalb dieser Kreise Rassismus vollends als rechtes und rechtsextremes Phänomen externalisiert wurde, zumal der eigene Anteil an der Aufrechterhaltung von rassistischen, an Herkunftshierarchien orientierten Strukturen, sowie die eigene Privilegierung in der Gesellschaft gegenüber den Migrant*innen nicht reflektiert wurde. Das machte den Rassismus der Mitte besonders in

den sozialdemokratisch und links-liberal geprägten Kontexten vollends unsagbar.⁴⁷

Hinzu kommt, dass die Abkehr von der Option, Deutschland als Einwanderungsgesellschaft, die sie war, anzuerkennen, von gleich zwei sozialdemokratischen Kanzlern vollzogen wurden: Willy Brandt und Helmut Schmitt. Schon in ihrer Amtszeit wurden die Grundlagen nur für eine „Integration auf Zeit“ und eine restriktivere Asylpolitik insbesondere gegen „außereuropäische Flüchtlinge“ gelegt, und auch der Anwerbestopp war nicht aus rein ökonomischen Motiven erfolgt.

Die Frage an die institutionellen Träger*innen und Vertreter*innen der „sozialen Demokratie“ ist letztlich auch, welches Narrativ sie erzählen wollen. Soll ihre Rolle in der Geschichte der Einwanderungsgesellschaft so reflektiert und präsentiert werden, dass auch alle Ambivalenzen und dunkle Seiten zutage treten, oder wollen auch sie eine Erfolgsgeschichte erzählen?

Momentan ist innerhalb der „sozialen Demokratie“ der Trend auszumachen, Migrant*innen wirklich inkludieren zu wollen und ein „neues Wir“ zu konstruieren.⁴⁸ Auch von migrantischer Seite sind die Rufe nach einer Anerkennung als „neue Deutsche“ seit langem vorhanden.⁴⁹ Die Frage dabei ist jedoch, wer letztlich in dieses „Wir“ aufgenommen, wer weiterhin ausgeschlossen wird. Sind wir also dabei, die exklusive deutsche Identität, die sich noch bis vor kurzem primär an den Konstrukten „deutsches Blut“ und „Volkszugehörigkeit“ orientierte, mit einer neuen europäischen Identität zu ersetzen, die letztlich dem entspricht, was sich Bewegungen wie Pegida wünschen – nämlich die „abendländische Kulturgemeinschaft“?

Daran anknüpfend muss gefragt werden, ob es statt der Herstellung neuer „Wir-Gruppen“ und ausschließender Identitäten nicht vielmehr um eine weitere Demokratisierung innerhalb dieser Einwanderungsgesellschaft und darüber hinaus gehen sollte – woran sich auch die historischen Narrative der „sozialen Demokratie“ unter Beleuchtung der eigenen Ambivalenzen orientieren könnten.

⁴⁷ Siehe zum undifferenzierten Verhältnis auch der neuen Linken bzw. der „68er“ zum Rassismus in Deutschland: Chin, Rita; Fehrenbach, Heide: German Democracy and the Question of Difference, 1945-1995, in: Chin, Rita (Hg.): After the Nazi Racial State: Difference and Democracy in Germany and Europe, Ann Arbor 2009, S. 102-136, hier S. 109ff.

⁴⁸ Etwa durch ein von der Hans-Böckler-Stiftung finanziertes Forschungsprojekt: Interessenvertretung - Kooperation - Konflikt. Zum Verhältnis von Migrant*innenorganisation und Gewerkschaften in Hamburg, Offenbach und Stuttgart (1970/80er Jahre), das an den Universitäten Osnabrück und Göttingen angesiedelt ist. Siehe dazu: <http://www.uni-goettingen.de/de/566656.html> (Letzter Zugriff 12.7.2020).

⁴⁹ Inzwischen kanalisiert in den „Neuen Deutschen Organisationen e.V.“, <https://neuedeutsche.org/de/> (Letzter Zugriff 12.7.2020).

Die Verflechtung der Geschichte der Einwanderungsgesellschaft Deutschland mit der deutschen Demokratieggeschichte wäre ein Betätigungsfeld für die Erinnerungskultur der „sozialen Demokratie“, in dem der Konnex von Arbeit und Migration und damit die Ökonomisierung der Migration und der Migrant*innen aufgelöst werden könnte. Demokratische Werte wie Solidarität, Gerechtigkeit und Gleichheit, die aktuell weltweit von vielen Seiten unter Beschuss stehen, können dabei im Mittelpunkt der Erinnerungsarbeit, aber auch einer globalen Zukunft stehen - ohne dabei aber auch die eigenen Verstrickungen in deren bislang unzureichende Verwirklichung auszublenden.

Literatur

- Alexopoulou, Maria: 'Ausländer' – A Racialized Concept? 'Race' as an Analytical Concept in Contemporary German Immigration History, in: Arghavan, Mahmoud u.a. (Hg.): Who Can Speak and Who is Heard/Hurt? – Facing Problems of Race, Racism and Ethnic Diversity in the Humanities in Germany, Bielefeld 2019, S. 45–67.
- Dies.: Blinde Flecken innerhalb der zeithistorischen Forschung in Deutschland. Eine Antwort auf Martin Sabrows Kommentar „Höcke und Wir“, in: Zeitgeschichte-online, Februar 2017.
- Dies.: Translokale Identität. Die Vereinnahmung der Stadt im „Nicht-Einwanderungsland“, in: Schulz, Kristina u.a. (Hg.): Grenzüberschreitungen: Migrantinnen und Migranten als Akteure im 20. Jahrhundert, München 2019, S. 180–190.
- Dies.: Vom Nationalen zum Lokalen und zurück? Zur Geschichtsschreibung in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland, in: Archiv für Sozialgeschichte 56 (2016), S. 463–484.
- Bade, Klaus J. / Bommers, Michael, Migration und politische Kultur im ‚Nicht-Einwanderungsland‘, in: Bommers, Michael / Oltmer, Jochen, Sozialhistorische Migrationsforschung, Göttingen 2004, S. 437-472
- Böhnlein, Lukas: Rezension zu: Immer bunter. Einwanderungsland Deutschland, 10.12.2014– 09.08.2015, Bonn, in: H-Soz-Kult, 01.08.2015 <https://www.hsozkult.de/exhibitionreview/id/rezausstellungen-228> (Letzter Zugriff 12.7.2020).
- Chin, Rita; Fehrenbach, Heide: German Democracy and the Question of Difference, 1945-1995, in: Chin, Rita (Hg.): After the Nazi Racial State: Difference and Democracy in Germany and Europe, Ann Arbor 2009, S. 102-136.
- Dauschek, Anja: Meine Stadt – mein Museum. Städtische Migrationsgeschichte sammeln in einem Museum, in: Deigendesch, Roland; Müller, Peter (Hg.): Archive und Migration, Stuttgart 2014, S. 78-93.
- Dies.: „Meine Stadt – meine Geschichte“. Ein Werkstattbericht zur Sammlung städtischer Migrationsgeschichte, in: Wonisch, Regina; Hübel, Thomas (Hg.): Museum und Migration: Konzepte - Kontexte – Kontroversen, Bielefeld 2012, S. 49-67.
- Delgado, Richard: Storytelling for Oppositionists and Others: A Plea for Narrative, in: Michigan Law Review 87/8 (1989), S. 2411–2441.
- Ders.; Stefancic, Jean: Critical Race Theory: An Introduction, New York 2012.
- Esch, Michael; Poutrus, Patrice G.: Zeitgeschichte und Migrationsforschung. Eine Einführung, in: Zeithistorische Forschungen

- 2, Online-Ausgabe, 2005, H. 3, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Esch-Poutrus-3-2005> (Letzter Zugriff 12.7.2020).
- Fenzel, Birgit, Vielfalt im Stadtrat, in: Max Planck Forschung, Gesellschaft im Wandel, Spezialausgabe 2013.
- Göktürk, Deniz u.a. (Hg.), Transit Deutschland. Debatten zu Nation und Migration: eine Dokumentation, Paderborn 2011.
- Herbert, Ulrich, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland: Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge. Bundeszentrale für Politische Bildung, Bonn 2003.
- Hoerder, Dirk: Immigration and the Working Class: The Remigration Factor, in: International Labor and Working-Class History, 21 (1982), S. 28-41.
- Kastner, Jens: Klassifizierende Blicke, manichäische Welt. Frantz Fanon: „Schwarze Haut, weiße Masken“ und „Die Verdammten dieser Erde“, in: Reuter, Julia; Karentzos, Alexandra (Hg.): Schlüsselwerke der Postcolonial Studies, Wiesbaden 2012, S. 85-95.
- Kober, Ulrich; Kösemem, Orkan: Willkommenskultur zwischen Skepsis und Pragmatik Deutschland nach der „Fluchtkrise“, Bertelsmann Stiftung, Gütersloh 2019.
- Lachenmann, Gudrun: Nachbemerkung: Transnationalismus – Migration – Entwicklung. Methodologische Herausforderungen für eine empirisch fundierte Theoriebildung, Sociologus 59,1 (2009), S. 89–102.
- Lerp, Dörte: Imperiale Grenzräume: Bevölkerungspolitiken in Deutsch-Südwestafrika und den östlichen Provinzen Preußens 1884-1914, Frankfurt am Main 2016.
- Mayer, Ruth/ Terkessidis, Mark, Globalkolorit. Multikulturalismus und Popkultur, Andrä/Wördern 1998.
- Messerschmidt, Astrid: Postkoloniale Erinnerungsprozesse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft – vom Umgang mit Rassismus und Antisemitismus, in: Peripherie 109/110, 28 (2008), S. 42-60.
- Möhring, Maren, Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland, München 2012.
- Oltmer, Jochen (Hg.): Migrationsregime vor Ort und lokales Aushandeln von Migration, Wiesbaden 2017.
- Pagenstecher, Cord: „Die ‚Illusion‘ der Rückkehr: Zur Mentalitätsgeschichte von ‚Gastarbeit‘ und Einwanderung“, in: Soziale Welt 47/2 (1996), S. 149–179.
- Radtko, Frank-Olaf: Multikulturelle Gesellschaft, in: Kneer, Georg u.a. (Hg.): Soziologische Gesellschaftsbegriffe: Konzepte moderner Zeitdiagnosen, München 1997, S. 32-50.
- Rass, Christoph; Ulz, Melanie: Armando Rodrigues de Sá revisited, Bildwissenschaftliche und historische Analysen im Dialog, in: Dies. (Hg.):

- Migration ein Bild geben. Visuelle Aushandlungen von Diversität, Wiesbaden 2018, S. 419-445.
- Schiller, Nina Glick; Simsek-Çağlar, Ayse: Locality and Globality. Building a Comparative Analytical Framework on Migration and Urban Studies, in: Dies. (Hg.): Locating Migration: Rescaling Cities and Migrants, Ithaca 2011, S. 60–81.
- Severin-Barboutie, Bettina, Migration als Bewegung am Beispiel von Stuttgart und Lyon nach 1945, Tübingen 2019.
- Thränhardt, Dietrich (Hg.): Ausländerpolitik und Ausländerintegration in Belgien, den Niederlanden und der Bundesrepublik Deutschland, Düsseldorf 1986.
- Wolfrum, Edgar: Die geglückte Demokratie: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006.
- Wonisch, Regina: Migranten und Migrantinnen als Experten und Expertinnen ihrer eigenen Geschichte? Museum, Demokratie und Migration, in: Eigenmann, Philipp u.a. (Hg.): Migration und Minderheiten in der Demokratie. Politische Formen und soziale Grundlagen von Partizipation, Wiesbaden 2016, S. 345-396.
- Dies.; Hübel, Thomas (Hg.): Museum und Migration: Konzepte - Kontexte – Kontroversen, Bielefeld 2012.
- Vacca, Sandra; Stoop, David Christopher: „Bin ich Deutsch genug?“. Die Ausstellung „Immer bunter. Einwanderungsland Deutschland“ im Deutschen Historischen Museum, in: Zeitgeschichte-online, April 2016, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/bin-ich-deutsch-genug> (Letzter Zugriff 12.7.2020)
- Vertovec, Steven: Superdiversität, Heimatkunde – Migrationspolitisches Portal, Heinrich Böll Stiftung, <https://heimatkunde.boell.de/de/2012/11/18/superdiversitaet> (Letzter Zugriff 12.7.2020).
- Yildiz, Erol: Stadt ist Migration, in: Bergmann, Malte; Lange, Bastian (Hg.): Eigensinnige Geographien: Städtische Raumeignungen als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe, Wiesbaden 2011, S. 71–80.